

ANDREAS HEINEKE

# VERSUCHUNG À LA PROVENCE

*Kriminalroman*



emons:

**RESTA**

über. »Möchten Sie etwas trinken, Monsieur Chef de police?«

Pascal gefiel die Art und Weise nicht, wie Elias Martin die Worte »Chef de police« überbetonte, wie er sie zum Spott in die Länge zog, wieder diese Ruhe vorgaukelnd. Dass er den Begriff »Flic« gegen die eigentliche Amtsbezeichnung ausgetauscht hatte, stimmte ihn nicht milder.

Mühsam richtete Elias Martin seinen massigen Körper auf und holte aus dem Kühlschrank eine bereits geöffnete Champagnerflasche, verschlossen mit einem Plastikkorken, den man in der Gastronomie verwendete.

Pascal hob dankend die Hand. »Bin im Dienst.«

»Augen auf bei der Berufswahl«, grunzte Elias Martin, goss nur sich Champagner ein, trank einen Schluck und stellte das Glas auf den Tresen.

»Also bitte, Monsieur Martin. Sie werden mir jetzt genau sagen, was passiert ist. Ich habe Zeit, und ich glaube nicht, dass Sie mich hier als Stammgast haben möchten. Immer dieser Flic in der Uniform, der hier ein und aus geht. Ob die Gäste das mögen?«

Elias Martin hob das Glas und führte es zu den Lippen, dann sah er Pascal an wie ein kleiner Junge, als hätte man ihn gerade bei einem Streich erwischt. »Es hilft nichts, Sie werden es ohnehin erfahren.« Jetzt schien er sich Mut anzutrinken.

»Es war vorgestern alles wie immer. Um elf Uhr kam François, der Lieferant der Boucherie aus Aix-en-Provence, bestens aufgelegt. Ich war gerade hier im Gastraum. Hinten fuhr der Wagen heran, wie jeden Tag. Mein Souschef«, er räusperte sich, »oder sagen wir lieber, mein Ex-Souschef Henry Terrault nahm das Fleisch entgegen. Dann quatschten sie noch ein bisschen, wie sie es immer machen. Die beiden sind ja in einem Alter, beide Anfang dreißig. Da hat man ähnliche Themen, Frauen und so.«

Mit wässrigen Augen starrte Elias Martin aus der großen Glastür auf seine Kellnerin, die neben dem Eingang stand und ihre Finger liebevoll über das Display ihres Smartphones wischte. Ein Lächeln umspielte ihre Lippen.

Pascal wollte sich nicht in die Gedankengänge des Mannes versetzen. »Was ist dann passiert, Monsieur Martin?«

Mit einer ruhigen Bewegung setzte der Koch das Champagnerglas wieder an die Lippen. »Als der Lieferant schon eine ganze Weile verschwunden war, hörte ich die Tür am Hinterausgang der Küche ins Schloss fallen. Als hätte sie jemand zugeknallt, es klang wütend. Das Fleisch hatte Henry bereits aus der gekühlten Styroporkiste genommen. Es lag teilweise auf der Anrichte, teilweise aber auch auf dem Boden der Küche. Das ist untypisch für ihn. Henry Terrault ist ein ordentlicher Mann, einer, bei dem man vom Boden essen kann.« Er zögerte. »Ich werde ihn, glaube ich, vermissen.« Mit einer letzten schnellen Bewegung leerte er das Glas. Dann drehte er sich wieder zurück zum Kühlschrank und schenkte sich nach. Er winkte mit der Flasche. »Sicher nichts?«

Pascal schüttelte den Kopf. Auch wenn ihm jetzt selbst nach einem Champagner zumute war, wollte er seine Prinzipien nicht über Bord werfen, sich dem provenzalischen Koch

gegenüber nicht verführen lassen.

»Ich stand also in der Küche zwischen all dem halb ausgepackten Fleisch«, fuhr Elias Martin fort. »Gerade wollte ich nach Henry rufen, was ihm einfiel, auf diese Weise unsere Ware zu behandeln, da sah ich es selbst. Neben einer Gänsekeule, die auf dem Boden lag, als hätte man sie weggeworfen, war ein kleines Stück Fleisch. Es sah aus, als hätte man es aus einem Huhn herausgeschnitten. Ich bückte mich und betrachtete es. Der Daumen war mit einem sauberen Schnitt am Gelenk abgetrennt. Offensichtlich ist eine Geflügelschere benutzt worden. Ich mochte das Ding nicht aufheben, ich ekelte mich plötzlich. Ich wollte gerade einen Bratenwender holen, um den Finger vorsichtig zu untersuchen, doch als ich zur Schublade ging, um ihn zu holen, war es bereits zu spät.«

»Was war zu spät?« Pascal war die Anspannung in der Stimme anzuhören.

Elias Martin sagte nichts, er nickte nur in den Raum hinein.

Pascal beobachtete ihn gespannt.

Wieder nickte der Koch, diesmal deutete er in Richtung Tisch.

Dann sah auch Pascal ihn – den Hund. Den dicken Hund.

In nur wenigen Wochen war Lucasson zum Leben erwacht. Viele der optimistischen Café- und Restaurantbesitzer hatten im Winter ihre Stühle und Tische auf den Gehsteigen und dem Marktplatz, der Place de la Fontaine, stehen lassen, sodass sie schon ab März besetzt wurden.

Noch nie zuvor hatte Pascal Menschen gesehen, die dem Winter, den Wolken und den wenigen Regentagen mit einer solch tiefen Abneigung begegneten wie die Südfranzosen. Auch in den kältesten Monaten Januar und Februar hatten sich die Einheimischen in dicken Jacken und Schals in die Sonne gesetzt und mit Hilfe von Heizstrahlern eine Form des Frühjahrs simuliert.

»Der Provenzale isst im Freien«, hatte ihm vor Kurzem Jacques, der Besitzer des »Café Tabac«, erklärt, an dessen Tischen auch Pascal schon oft gegessen hatte. Der mürrische Zigarettenladenbetreiber und Zeitungshändler bot vor allem den Einheimischen ein Petit-déjeuner an, das rein preislich nicht einmal die Kosten einer Zeitung überschritt.

Wie der Mann, in dessen Mundwinkel stets ein Zigarettenstummel hing und der immer dasselbe Hemd trug, diesen Preis für Croissants und Kaffee halten konnte, war Pascal ein Rätsel. Daher gab er ihm auch heute ein großzügiges Trinkgeld.

Man hatte sich aneinander gewöhnt. In der »Kennenlernphase« hatte es gewisse Schwierigkeiten zwischen ihnen gegeben, die jedoch nach dem gewaltsamen Tod eines Amerikaners im Örtchen beigelegt werden konnten. Damals hatte ein Multimillionär aus Pennsylvania es gewagt, eine Golfanlage zu planen, für die der berühmte Trüffelwald am Ortsrand dem Erdboden hätte gleichgemacht werden sollen. Den Einwohnern von Lucasson hätte die Anlage zwar einen gewissen Wohlstand gebracht – die Grundstückspreise im Umland wären explodiert –, aber die traditionelle Lebensweise der Menschen im Petit Luberon wäre in Gefahr geraten. Ein Traditionalist wie Jacques hätte sich niemals an die Protzerei der russischen und amerikanischen Touristen in seinem Heimatdorf gewöhnen können, sodass er erleichtert gewesen war, als der alte Maurice Perieux noch den amerikanischen Immobilienhai beseitigt hatte, bevor er selbst für immer die Augen geschlossen hatte.

Ob Jacques den doppelten Preis, den Pascal für das Frühstück gezahlt hatte, überhaupt registrierte, war seiner Miene nicht anzusehen.

Mit leichtem Schritt und der Uniformjacke über dem Arm schlenderte Pascal zur Mairie, dem Rathaus, in dem sich auch sein Amtszimmer befand. Typisch und pragmatisch zugleich, hatte sich diese Regelung, die Gendarmerie in das Rathaus zu legen, über die Jahrzehnte nie geändert, auch wenn es in angrenzenden Gebieten inzwischen ein eigenes, meist unauffälliges Gebäude gab, in dem die Gendarmerie untergebracht war. Hier in

Lucasson hielt man es mit der Tradition.

Schon auf dem Marktplatz verriet das geöffnete Fenster des Bürgermeisterzimmers die Anwesenheit seines Chefs. Im Rathaus hallte seine laute, aggressive Stimme über den Gang. Audrey klang leise dagegen, wie eine Symphonie.

Manchmal erwischte sich Pascal dabei, wie er sich nach der anstehenden Wahl einen neuen Vorgesetzten wünschte. Er jedenfalls würde nicht für eine dritte Amtszeit von Jean-Paul Betrix stimmen – was er diesem niemals sagen würde –, auch wenn er den Herausforderer kaum kannte; nur durch ein Radiointerview, demzufolge sich der Kandidat für ein Ende der Mausehelei im Ort und der offenen Korruption einsetzen wollte, was er vor allem auf den halb legalen Trüffelhandel im Ort bezog.

Als Pascal vor einigen Wochen mit Jean-Paul Betrix darüber gesprochen hatte, hatte dieser nur gelacht und angemerkt, der Herausforderer habe wohl noch nie ein Trüffelomelett zu einem vernünftigen Preis gegessen.

Pascal erschrak über sein eigenes Gefühl der Bewunderung für das unerschütterliche Selbstvertrauen, mit dem Jean-Paul Betrix seinen Ort regierte. Nichts in der Welt hätte den Bürgermeister dazu veranlasst, auch nur eine einzige seiner Entscheidungen im Nachhinein in Frage zu stellen. Eine Führungsperson war dieser Mann in jedem Fall, das musste Pascal zugeben.

Bevor er das Büro des Maire betrat, strich er noch einmal über sein Hemd und überprüfte beiläufig den Sitz seiner Uniform, um bei Audrey einen guten ersten Eindruck an diesem Morgen zu hinterlassen.

Angespanntheit, eine gewisse Aufregung, lag im Raum, als Pascal freundlich ein »Bonjour« in die Runde warf.

»Bonjour, bonjour«, äffte Jean-Paul Betrix ihn nach, »als wäre dieser Tag wie jeder andere.«

Was Pascal noch zu Anfang seiner Amtszeit vor wenigen Monaten verunsichert hatte, ließ ihn jetzt, da er die aufbrausende, unkontrollierte Art des Bürgermeisters kannte, nur noch leise in sich hineinlächeln. Nichts, aber auch gar nichts in der Welt rechtfertigte eine Missachtung der Regeln der Freundlichkeit, fand er.

Audrey schenkte ihm ein kaum sichtbares, dafür aber unschlagbar warmes Lächeln, als er sich setzte, nachdem er dem dritten Mann im Raum, Frédéric Dubprée, Commissaire der Police nationale aus Apt, die Hand geschüttelt hatte.

»Was gibt's?« Pascal ignorierte das deutlich hörbare pfeifende Ausatmen des Bürgermeisters, der sofort das Wort ergriff.

»Finger, Chevrier, Finger! Jetzt gibt es schon vier Restaurants, die Daumen, Mittelfinger, Ringfinger und Zeigefinger auf die Karte nehmen können. Endlich begreife ich das Wort ›Fingerfood‹.«

»Bitte von Anfang an«, unterbrach Frédéric Dubprée den emotionalen Ausbruch des Bürgermeisters. »Audrey, würden Sie den Chef de police bitte in Kenntnis über die

Ereignisse des Morgens setzen?»

Wie Pascal Dubprée kannte, saß dessen Uniform wieder tadellos. Zudem sah er aus, als verbrachte er, während andere Menschen frühstückten, seine Zeit lieber beim Friseur. Mit wachen dunklen Augen musterte Dubprée Audrey, die mit der Zusammenfassung begann.

»Heute um sechs Uhr dreiundzwanzig haben wir in Apt einen Anruf eines Lieferanten aus Sisteron erhalten, der uns darüber informiert hat, dass sich zwischen den frisch geschlachteten Lammhaxen ein Zeigefinger befand. Sauber abgetrennt, deutlich erkennbar an einem Fingernagel. Es war lediglich dem Zufall zu verdanken, dass der Lieferant den Finger überhaupt bemerkt hat. Nur weil der Deckel einer Styroporkiste fehlte und der Finger unverpackt auf dem Lammfleisch lag, hat er ihn sehen können. Geistesgegenwärtig hat er ihn in eine Plastiktüte gepackt und zu uns gebracht. Wir haben den Finger sofort zur Identifizierung an unseren Gerichtsmediziner weitergeleitet. Sie kennen Maxime Leblanc, er ist schnell und gewissenhaft. Seinem Bericht zufolge wurde der Finger von einer Leiche abgetrennt. Kein Zweifel. Bei funktionierendem Blutkreislauf wären beim Abtrennen des Fingers die Wundränder unterblutet. Bei einem Toten nicht, wie in diesem Fall.«

Pascal beobachtete, wie sich Frédéric Dubprée behutsam über das Haar strich, während Audrey sprach. Er schien mit dem Sitz zufrieden zu sein und legte seine Hände wieder in den Schoß.

»Es gibt also keinen Zweifel mehr: Wir haben eine Leiche mit bislang vier fehlenden Fingern, und keiner weiß, wo sie sich befindet – das hat Leblanc auch noch spitzfindig, wie er nun mal ist, hinzugefügt, als ich mich mit ihm ausgetauscht habe. Kaum hatte ich aufgelegt, klingelte das Telefon erneut. Ein Küchenjunge aus Ménerbes war dran. Er hatte nur eine kleine Bestellung bei einer Boucherie aus Cavaillon entgegenzunehmen. Das Rindfleisch war für ein Steak tartare vorgesehen, das an jenem Tag als Plat du jour angeboten werden sollte, doch daraus wurde nichts. Denn auf dem frischen Fleisch lag ein Mittelfinger, wie ein Geburtstagsgeschenk, sogar mit einer roten Schleife versehen. Zynisch finde ich das. Der Küchenjunge rief uns sofort an, nachdem er seinen Chef verständigt und ihm Bericht erstattet hatte. Und jetzt, Pascal, wird es interessant.«

Audrey beugte sich noch ein bisschen weiter Pascal entgegen. Es war ein unpassender Augenblick, aber er konnte seinen Blick kaum von ihr losreißen. Ihre sportliche Figur zeichnete sich deutlich ab, ihre Brüste, die Sehnen am Hals, die trainierte Taille. Ihr Haar hatte sie an diesem Morgen streng zurückgekämmt, ein Haarband hielt es zusammen.

»Der Chefkoch aus Ménerbes wollte nicht, dass der Küchenjunge uns anruft, um es zu melden. Er wollte sofort in die Küche kommen und sich selbst ein Bild machen, aber selbstbewusst, wie der Küchenjunge war, ließ er sich nichts vorschreiben. Ihm war sofort klar, dass er ein Fundstück eines Verbrechens vor sich hatte und dass er seinen Chef nicht brauchte, um das festzustellen. Dank des Jungen konnten wir auch diesen Finger sicherstellen. Wir haben ihn in das Labor schicken lassen. Ich habe sofort Kontakt zu dem Koch aus Ménerbes aufgenommen, der peinlich berührt reagierte. Er sagte, er wolle keinen